

Jochen A. Bär

‚Eigentlichkeit‘ als Movens und als Gegenstand von Sprachkritik

Universität Vechta, Germanistische Sprachwissenschaft, Driverstraße 22–26, 49377 Vechta,
jochen.baer@uni-vechta.de

1 Zum Gegenstand

‚Wort‘ und ‚Begriff‘ ist nicht das Gleiche. Auch wenn die Alltagssprache beide Substantive, *Wort* und *Begriff*, häufig synonym verwendet, hat die Sprachwissenschaft Anlass, einen kategorialen Unterschied zu konstatieren. Auf einen (freilich etwas zu einfachen) Punkt gebracht: Ein *Wort* kann für verschiedene Bedeutungen stehen; für einen *Begriff* können verschiedene Wörter stehen. Für das Wort *Eigentlichkeit* findet sich in den historischen Wörterbüchern, die über das Trierer Wörterbuchnetz (<http://woerterbuchnetz.de>) erschlossen sind, kaum ein Beleg; vgl. auch Gardt (1995: 145), der das Substantiv nur „gelegentlich“ verzeichnet. Das *Findebuch zum mittelhochdeutschen Wortschatz* hat *eigentlichkeit* in der Bedeutung ›Eigenschaft‹; das *Deutsche Rechtswörterbuch* nennt *Eigentlichkeit* in der Bedeutung ›Eigentum, Eigentumsrecht‹. Der zehnbändige Duden erläutert *Eigentlichkeit* in der Bedeutung ›Zustand, der einer Sache oder jemandem ursprünglich und eigentlich zukommt‹. Nicht alle diese Bedeutungen spielen eine Rolle – ›Eigentum‹ allenfalls in übertragenem Verständnis –, wenn es um den *Begriff* ‚Eigentlichkeit‘ (insbesondere, wie im vorliegenden Beitrag, im Zusammenhang der Sprachreflexion) geht; stattdessen kommen aber andere Wörter in Betracht, nämlich einerseits solche, die zum selben Wortbildungsfeld gehören (z.B. *eigentlich*, *eigen*, *Eigenschaft*, *eigentümlich*, *Eigentümlichkeit*; vgl. Gardt 1995: 145), und andererseits solche, die zum Wortfeld ‚Eigentlichkeit‘ gehören, die also eine Bedeutungsähnlichkeit mit dem Wort *Eigentlichkeit* aufweisen und/oder mit ihm in einem Kollokationsverhältnis stehen (z.B. *Grund*, *grundrichtig*, *Natur*, *natürlich*, *Ding*, *Sache*, *Wesen*; vgl. Gardt 1995: 147).

‚Eigentlichkeit‘ behandle ich im vorliegenden Beitrag in diesem letzteren Sinne: als Begriff oder semantisches Konzept. Darunter verstehe ich „das durch eine ausdrucksseitig prägnante beschreibungssprachliche Einheit fassbare Wissen eines historischen Semantikers von den semantischen Beziehungen

innerhalb eines Bündels objektsprachlicher Zeichen [...], die sich um ein bestimmtes objekt- oder beschreibungssprachliches Wort oder Syntagma gruppieren lassen“ (Bär 2008: 7). Es geht also nicht nur um ein einzelnes Wort, sondern um einen Sachzusammenhang, der auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck gebracht sein kann. Mit anderen Worten: Es müssen für die Untersuchung des Konzepts ‚Eigentlichkeit‘ „auch Textstellen herangezogen werden, in denen dieses Konzept ohne Nennung einer Bildung mit ‚eigen‘ deutlich wird, und es sind charakteristischerweise Stellen, in denen die erwähnten Substantive ‚Grund‘, ‚Natur‘, ‚Wesen‘ etc. auftreten“ (Gardt 1995: 147).

Das Konzept ‚Eigentlichkeit‘ erscheint, wie ich im Folgenden am Beispiel der Sprachkritik zeigen will, als eine Grundkonstante der Sprachreflexion. Es hat seine Wurzeln in der Sprachmagie, wo durch die Kenntnis und die Aussprache des rechten, *eigentlichen* Namens Macht über jemanden oder etwas ausgeübt werden soll. Als Gegenkonzept zur Arbitrarität, wonach sprachliche Zeichen wie Geldmünzen oder „Rechen-Pfennige“ (Leibniz 1717: 547) sind, die man letztlich beliebig zur Bezeichnung einsetzen kann, durchzieht der Gedanke der Eigentlichkeit das europäische Sprachdenken. Er äußert sich insbesondere in der Suche nach der ‚wahren‘, der ‚ursprünglichen‘ Bedeutung von Namen und Wörtern (bei Wolfram von Eschenbach, der den Namen seiner Hauptfigur auf die ‚eigentliche‘ Bedeutung zurückführt,¹ nicht anders als bei Jacob Grimm, dessen lexikographisches Konzept des Urbegriffs die Erschließung der ‚eigentlichen‘ Wortbedeutung postuliert: vgl. Reichmann 1990: 98–99; 1991: 303; Bär 2010: 11), findet sich aber auch überall dort, wo es um sachliche Adäquatheit sprachlicher Äußerungen geht.

Unter Sprachkritik verstehe ich im Folgenden „die ohne direkten Frageanlass erfolgende Bewertung konkreter sprachlicher Äußerungen oder auch allgemein gebräuchlicher Klassen von sprachlichen Äußerungen“ (Bär 2002a: 240). Diese beiden Kriterien, Eigeninitiative und Bewertung, sind hinlänglich zur Unterscheidung von anderen Formen der Sprachreflexion. Sprachkritik muss nicht negativ bewerten (tadeln), sondern kann dies auch positiv (empfehlend) und sogar affirmativ tun: Auszeichnungen wie der Deutsche Sprachpreis oder der Medienpreis für Sprachkultur der Gesellschaft für deutsche Sprache sind demnach ebenso Sprachkritik wie das Lob einer guten Formulierung, das eine Deutschlehrerin ihrer Schülerin an den Rand ihres Aufsatzes schreibt.

¹ Vgl. Wolfram, *Parzival* III, 140, 17: „der nam ist rehte enmiten durh“ („der Name *Parzival* bedeutet ›geradenwegs mitten hindurch‹) – was mit Blick auf die Etymologie (*perce-val* ‚durchdringe das Tal‘) als durchaus nicht ganz unangemessene Übersetzung gelten kann.

Einen ausführlichen Überblick über die Geschichte und über unterschiedliche Ausprägungen der Sprachkritik gibt Jürgen Schiewe (1998), einen komprimierten – nichtsdestoweniger substantiellen – Jana Tereick (2009: 365–380). Sie schlägt auch eine Typologie von Sprachkritik vor (Tereick 2009: 380–387). Ich stelle ihr im Folgenden eine Alternative zur Seite (die Abweichungen sind unerheblich und implizieren keine Kritik), die ich seit 2004 in meinen Lehrveranstaltungen zum Themenbereich Sprachkritik verwende. Demnach lässt sich Sprachkritik – nicht nur linguistische, sondern auch und gerade solche von Laien² – zunächst hinsichtlich des thematisierten *Gegenstandes* bzw. der Klasse von Gegenständen unterscheiden: Dabei kann es um Phänomene der Aussprache (sei es Phonologie oder Phonetik) bzw. der Schreibung, um Phänomene der Grammatik (vgl. Anm. 2), um Ausdrücke (seien es Wörter – einschließlich Eigennamen³ – oder Wendungen) oder um pragmlinguistische Phänomene

2 Das Anliegen, Sprachkritik von Laien kategorial erfassen zu wollen, muss eigens betont werden, da es den Zuschnitt der Kategorien entscheidend prägt: So wird man beispielsweise die Tatsache nicht ignorieren können, dass fachlinguistische Unterscheidungen von Laien oft ignoriert werden. Statt beispielsweise nach Morphologie und Syntax zu differenzieren, wird oftmals nur eine allgemeine Kategorie ‚Grammatik‘ angesetzt. Man müsste nicht selten laien-sprachkritische Äußerungen, die ‚Grammatik‘ thematisieren, doppelt klassifizieren, wenn man als Klassifikationskriterium die Frage heranzöge, ob es um Morphologie oder um Syntax geht.

3 Reflexion über Eigennamen (oftmals geht es um deren Herkunft und/oder Bedeutung) ist weit verbreitet. Ebenfalls begegnet Eigennamenkritik, beispielsweise beim Spott über Eigennamen oder bei der Behauptung, dass jemand seinen Namen zu Unrecht trage: „Al Raschid heißt ‚der Gerechte‘, doch führte dieser Kalif seinen Namen mit Unrecht“ (May 1912 [1911]: 492). Zugrunde liegt in solchen Fällen offenbar das Kriterium der Eigentlichkeit: Der Name ist aufgrund seiner ‚eigentlichen‘ Bedeutung dem Namenträger nicht ‚wesensgemäß‘. Der gleiche Gedanke findet sich beispielsweise auch in Mörikes *Maler Nolten*, wo es heißt, die Blumen seien hinsichtlich ihres Namens gegenüber den Menschen im Vorteil: „denn gesetzt, man schöpfte diesen für die Blumen wirklich aus einem bestimmten Gefühl, oder, wie soll ich sagen? aus einer natürlichen Ähnlichkeit, so kämen wir auf jeden Fall zu kurz neben diesen Frühlingskindern, die man doch gewiß erst, nachdem sie vollkommen ausgewachsen waren, getauft hat, um ihnen nicht Unrecht zu tun mit einem unpassenden Namen, während wir den unsrigen erhalten, ehe wir noch den geringsten Ausdruck zeigen.“ (Mörike 1832: 321) Der Beleg zeigt deutlich die Stoßrichtung des Eigentlichkeitsgedankens: Er ist das Gegenkonzept zum Prinzip der sprachlichen Arbitrarität, wonach der Zusammenhang von Signifiant und Signifié zwar konventionell, aber nicht sachlich motiviert ist (vgl. Gardt 1995: 163). – Dass im Übrigen auch namenbezogene Meta-Sprachkritik durch das Konzept der Eigentlichkeit motiviert sein kann, zeigt das Beispiel Goethes. Dieser nahm es seinem Freund Herder übel, dass der sich über den Namen *Goethe* lustig gemacht hatte: „Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigennamen eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewach-

(komplexe Sprechhandlungsmuster wie Höflichkeitsformen oder situativer Varietätengebrauch) gehen.

Zweitens lässt sich Sprachkritik hinsichtlich der *Perspektive* kategorisieren, aus der die zuvor benannten Gegenstände betrachtet werden. Damit ist potentiell dreierlei gemeint: Laute/Buchstaben, grammatische Erscheinungen, Ausdrücke und Sprechakte können als allgemeine, einzelsprachspezifische Phänomene (Phänomene der *Langage*), als Phänomene eines einzelsprachspezifischen allgemeinen Sprachgebrauchs (Phänomene der *Langue*) oder als Phänomene einer konkreten, okkasionellen Sprachverwendung (Phänomene der *Parole*) kategorisiert werden.⁴

Drittens lässt sich eine Reihe von *Bewertungskriterien* unterscheiden, nach denen Sprachkritik geübt wird: das Quantitätskriterium (das kritisierte Sprachphänomen weicht vom allgemeinen Sprachgebrauch ab), das Intensionskriterium (das in Rede stehende Sprachphänomen wird als ungeeignet, als gegen das Aptum verstoßend kritisiert hinsichtlich der Sprecher- oder Autorintention: vgl. Bär 2002b: 134–143), das Erwartungskriterium (das in Rede stehende Sprachphänomen wird als gegen das Aptum verstoßend kritisiert hinsichtlich der Erwartungshaltung des Adressaten: vgl. Bär 2002b: 143–146), das thematische Kriterium (das in Rede stehende Sprachphänomen wird als gegen das Aptum verstoßend kritisiert hinsichtlich des Sachbezuges, des zum Ausdruck gebrachten Gegenstandes: vgl. Bär 2002b: 146–151), das Analogiekriterium (das in Rede stehende Sprachphänomen wird als gegen die Regeln des Sprachsystems verstoßend kritisiert: vgl. Bär 2002b: 151–153) und schließlich das ästhetische Kriterium (das in Rede stehende Sprachphänomen wird als gegen ästhetische Regeln verstoßend kritisiert: vgl. Tereick 2009: 386–387).

sen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen“ (Goethe 1812: 311).

⁴ Diese Unterscheidung entspricht im Wesentlichen der bei Bär (2001: 15) hinsichtlich der wortbezogenen Sprachkritik vorgenommenen: „Lexemkritik“ (Langue-Wortkritik), „Parolekritik“ und „Logoskritik“ (Langage-Wortkritik).

I) Gegenstand	II) Gegenstandsqualität	III) Bewertungskriterium
1) Laut/Buchstabe	1) Langage	1) Quantität
2) Grammatik	2) Langue	2) Intention
3) Ausdruck	3) Parole	3) Erwartung
4) Sprachhandlungsmuster		4) Sache
		5) Analogie
		6) Ästhetik

Abb. 1: Kriterienraster zur Klassifikation von Sprachreflexion bzw. Sprachkritik

Verschiebt man die Spalten der Tabelle vertikal so zueinander, dass sich in der Waagerechten unterschiedliche Kombinationen ergeben, so lassen sich – dies ist der Gedanke, der dem Ansatz zugrunde liegt – sämtliche in der Realität vorkommenden Formen von Sprachkritik kategorial fassen und beschreiben. Eine Kombination 3-1-2 läge beispielsweise bei einem Unsagbarkeitstopos der Art ‚Was ich empfinde, können Worte nicht ausdrücken‘ vor (vgl. Bär 2002b: 134–135), eine Kombination 3-2-4 dann, wenn jemand ein Wort wie *Wal* als sachlich falsch kritisiert, weil ein Wal kein Fisch, sondern ein Säugetier ist (vgl. auch Bär 2002b: 146–148), eine Kombination 3-3-3 dann, wenn jemand für eine nicht besonders gute Leistung gelobt wird und das Lob zurückweist, weil er es als Ironie empfindet; eine Kombination 4-2-3 beispielsweise bei Aussagen dieser Art: ‚Vermeiden Sie [in E-Mails] ‚MfG‘, es ist unhöflich, denn es zeigt dem Empfänger, dass Ihnen der Gruß nicht wichtig ist. Es ist allerdings noch unhöflicher, gar keinen Gruß zu schreiben.“ (<http://web.hszg.de/~bgriebel/kommunikation.html>; 28. 01. 2014.) – Nicht jede mögliche Kombination muss freilich zwingend ein Pendant in der Realität haben.

2 ‚Eigentlichkeit‘ als Movens von Sprachkritik

Das Konzept ‚Eigentlichkeit‘ lässt sich als Movens von Sprachkritik insbesondere dort greifen, wo das Sachkriterium angewendet wird. Der Grundgedanke dabei ist folgender: Wörter ‚haben‘ – woher auch immer – eine bestimmte Bedeutung, die ihnen eigen ist; will man sie sachadäquat verwenden, so müssen die ‚eigentliche‘ Bedeutung und der Sachbezug übereinstimmen. Sprachkritisch

verfährt man nach dem Muster: „Das Wort/der Satz ist falsch, unangemessen, unzulänglich o.Ä., weil es/er ‚eigentlich‘ etwas anderes bedeutet.“ Die ‚Eigentlichkeit‘ kann dabei sprachsystematisch motiviert sein, z.B. bei Gottsched, der das Wort *Bedienter* kritisiert: „Eine besondere, aber ganz eingeführte Unrichtigkeit ist es, wenn man einen Diener, d.i. einen, der andern dienet, einen Bedienten nennet, d.i. der grammatischen Bildung nach, einen solchen, der bedient wird“ (Gottsched 1762: 429). In vielen Fällen wird aber die Motiviertheit gar nicht weiter begründet, sondern sie wird nur behauptet. Der dahinterstehende Gedanke ist in der Regel:

Das Verhältnis der idealen (*eigentlichen*) Sprache zur Wirklichkeit ist das einer natürlichen Entsprechung; die Dinge sind vorgegeben und die Wörter bezeichnen sie so, wie es Substanz und Eigenschaften der Dinge verlangen. Die Sprache gewinnt ontologische Qualität; durch ihre prinzipielle Nähe zum natürlichen Sein der Dinge birgt sie schon vor jeder Verwendung Wahrheit in sich. (Gardt 1995: 148.)

Das eigentlich Interessante am Konzept ‚Eigentlichkeit‘ ist aber, dass es nicht nur in sprachrealistischen Zusammenhängen begegnet. Eine ‚eigentliche‘ Bedeutung kann ein sprachliches Zeichen auch dort haben, wo der Bezug zu einer außersprachlichen Realität für die Argumentation keine Rolle spielt. Dann ist der Maßstab, an dem die Übereinstimmung oder Entsprechung gemessen wird, nicht mehr die Sache, sondern der kulturhistorische Hintergrund der Wortverwendung, der assoziativ mit der Zeichengestalt (dem *signifiant*) verknüpft ist und die Semantik prägt. Diese assoziative Anreicherung wird dann in der Regel als eine spezifische ‚eigentümliche‘ *Kraft* des Sprachzeichens verstanden, die das Denken, Fühlen und Wollen des Mitgliedes der Sprachgemeinschaft – und, je nach ideologischer Spielart des Ansatzes unterschiedlich stark gewichtet, auch der Sprachgemeinschaft im Ganzen – bestimmt (Beispiele hierzu bei Bär 2000 und 2012: 531–534).

Signifikant für diesen Zusammenhang ist die Sprachkritik-Debatte der 1960er Jahre. Während die bald nach 1945 einsetzende Kritik am Sprachgebrauch des Nationalsozialismus (Victor Klemperer und die Autoren des *Wörterbuchs des Unmenschen*) die Auffassung vertrat, ein Wort könne ‚historisch belastet‘ sein und müsse daher vermieden werden⁵, war die Linguistik (v.a. Peter von Polenz) anderer Meinung. Wörter seien nicht ‚per se‘ schlecht oder böse, sondern könnten nur in der einen oder anderen Weise gebraucht werden. Es sei

⁵ „Wörter sind nicht unschuldig, können es nicht sein, sondern die Schuld der Sprecher wächst der Sprache selber zu, fleischt sich ihr gleichsam ein“ (Sternberger, Storz & Süskind 1968: 7).

also im Grunde die Absicht eines Menschen, die kritisierbar sei, nicht das Wort, das er gebraucht – es gehe also um Moralkritik, nicht um Sprachkritik (vgl. Tereick 2009: 387–388).

Dieses Argumentationsmuster ist in der Linguistik bis auf den heutigen Tag einflussreich. In einem jüngst erschienenen Beitrag bringen es Jörg Kilian, Thomas Niehr und Jürgen Schiewe auf den Punkt. Ihrem Verständnis nach

muss als Maßstab für Sprachkritik grundsätzlich die Funktionalität sprachlicher Äußerungen genommen werden. Funktional ist eine Äußerung dann, wenn die Kommunikationsabsicht, die intendierte Sprachhandlung, also die Illokution glückt. Das Glücken einer Illokution hängt, wie wir wissen, von vielen Faktoren ab, u.a. – und ganz wesentlich – von den gewählten sprachlichen Mitteln und von den Konventionen, also den Normen, die diesen sprachlichen Mitteln in einer bestimmten Kommunikationssituation, also in einem spezifischen Kontext, zugeschrieben werden. In diesen Kontext gehen die Konstellation der Kommunikationspartner und die spezifischen Bedingungen des gewählten Mediums, der Textsorte sowie des Diskurses mit ein. Man könnte und müsste überlegen, ob und inwiefern auch die Perlokution erfolgreich sein muss, ob also auch der Umstand, dass der Hörer/Leser weiß, was der Sprecher/Schreiber weiß und wünscht, in die Funktionalität einer Äußerung eingeht. (Kilian, Niehr & Schiewe 2013: 304)

Nach diesem Ansatz wäre eine Beleidigung, wenn sie als solche gemeint und auch verstanden wird, ein geglückter Sprechakt (Illokution und Perlokution stimmen zusammen), und man könnte allenfalls die Absicht als solche tadeln, nicht den Sprechakt und/oder den Ausdruck, mittels dessen der Sprechakt vollzogen wird. Dort, wo eine Äußerung nicht als Beleidigung gemeint ist, aber so aufgefasst wird, wäre unter Berücksichtigung der „Konstellation der Kommunikationspartner“ und der „spezifischen Bedingungen des gewählten Mediums, der Textsorte sowie des Diskurses“ zu klären, ob das Problem eher auf Seiten der Sprechenden oder eher auf Seiten der Rezipierenden Person angesetzt werden muss. In jedem Fall handelt es sich dabei aber um eine pragmalinguistische Fragestellung, d.h. nicht um eine *langue*-, sondern um eine *parole*bezogene Betrachtung: Es geht um situative Deutung, nicht um ‚eigentliche‘ Be-Deutung.

Außerhalb der Linguistik ist das Eigentlichkeitsmodell ungebrochen einflussreich. So zeigt ein Blick auf die geltende Rechtsprechung, dass bestimmte Ausdrücke unabhängig von der konkreten Situation als Beleidigung geahndet werden (d.h., eine beleidigende Intention wird als *langue*-Eigenschaft vorausgesetzt: mit bestimmten Wörtern beleidigt man, ob man es will oder nicht). Polizeibeamte beispielsweise darf man nicht als *Bullen* bezeichnen; daran ändert weder der Hinweis etwas, dass man es ‚nicht so meint‘, noch der Hinweis auf eine vermeintliche – in keinem der gängigen etymologischen Wörterbücher verzeichnete – ‚eigentliche‘ Herkunft: „Im 18. Jahrhundert hießen die Landjäger, die Vorgänger der modernen Polizisten, ‚Landpuller‘ oder ‚Bohler‘. Diese

Wörter entstammen dem Niederländischen ‚bol‘ = Kopf bzw. kluger Mensch. Ein Bulle ist daher ein Mensch mit Köpfchen.“ (Krämer & Sauer 2009: 219.)⁶

Die Verwendung bestimmter Wörter, Redewendungen, Ausdrucksweisen wegen deren historischer Dimension zu beanstanden, ist ein gängiges Muster der Sprachkritik. So provozierte im September 2007 der Kölner Kardinal Joachim Meisner ein massives Medienecho, als er anlässlich einer Museumseröffnung in Köln öffentlich äußerte: „Dort, wo die Kultur vom Kultus, von der Gottesverehrung abgekoppelt wird, erstarrt der Kult im Ritualismus und die Kultur entartet.“ Mit Blick auf die nationalsozialistische Rede von ‚entarteter Kunst‘, insbesondere die gleichnamige Münchener Ausstellung von 1937, äußerte beispielsweise der Kölner Kulturausschuss-Vorsitzende Lothar Theodor Lemper (CDU), „der Begriff ‚entartet‘ sollte im heutigen Sprachgebrauch tabu sein“ (Spiegel online, 14. 09. 2007). Für den Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland, Stephan Kramer, war der Kardinal ein „geistiger Brandstifter, der versucht, die Grenzen des Erlaubten nicht nur auszutesten, sondern der sie vorsätzlich überschreitet“. Meisner missbrauche Sprache gezielt zum Brechen von Tabus. „Wenn das Schule macht, darf sich keiner wundern, wenn der braune Ungeist in Deutschland wieder salonfähig wird“ (RP online, 16. 09. 2007). Das Wort hat also aufgrund seiner historischen Belastung eine negative ‚Kraft‘ und entfaltet diese auch unabhängig von der Intention des Sprechers⁷: So sagte der Schriftsteller Ralph Giordano, „Meisner habe zwar keinen positiven Bezug zum Nationalsozialismus herstellen wollen. ‚Aber geistig wabert aus dieser Zeit immer noch etwas herüber, und es wäre besser gewesen, wenn Kardinal Meisner dieses Wort nicht gebraucht hätte““ (Spiegel online, 15. 09. 2007).

Doch auch einige Vertreterinnen und Vertreter der Fachlinguistik haben in den letzten Jahrzehnten in ihren Positionen zur Sprachkritik Spielarten des Eigentlichkeitskonzepts erkennen lassen. Sie argumentieren dabei in aller Regel mit einer Art ‚Eigenmacht‘ des Diskurses, der unabhängig von den konkreten Intentionen einer sprechenden oder schreibenden Person seine Wirkung entfaltet.

⁶ Interessanterweise kontrastieren hier zwei unterschiedlich begründete Eigentlichkeitskonzepte: Während der ‚Rechtsstandpunkt‘ mit allgemeinem Sprachgebrauch und dadurch begründeter erwartbarer Erwartungshaltung argumentiert, bezieht sich der ‚Rechthaberstandpunkt‘ auf eine ‚ursprüngliche‘ Bedeutung. In beiden Fällen wird aber die Bedeutung als dem Wort ‚eigentlich‘ (d.h. nicht im konkreten Kommunikationsakt zur Disposition stehend) angesehen.

⁷ Meisner selbst teilte umgehend mit, er habe ‚es nicht so gemeint‘ und bedauerte, dass das Wort *entartet* „in der verkürzten Form des aus dem Zusammenhang gelösten Zitats Anlass zu Missverständnissen gegeben hat“ (FAZ, 18. 09. 2007).

ten, an dem man mit anderen Worten auch unwissentlich oder unfreiwillig partizipieren kann.

Nach Ansicht der Sprachkritiker kann Sprache bestimmte Gedanken und Meinungen evozieren. Es ist demnach gefährlich, wenn bestimmte, gesellschaftliche Normen verletzende Aussagen in den *öffentlichen* (und damit besonders einflussreichen) Diskurs geraten [...]. Die Sprachkritiker würden Dieckmanns These, Sprache habe keine andere Funktion „als eben die, das Gemeinte kenntlich und kommunizierbar zu machen“ (Dieckmann 2006: 22), entschieden ablehnen. Sprache hat für sie auch und vor allem die Funktion, bestimmte Diskurspositionen sichtbar zu machen und ihnen dadurch Einfluss zu verleihen. Deshalb wird es als bedrohlich empfunden, wenn normverletzende Aussagen öffentlich geäußert werden [...]. (Tereick 2009: 387)

Die hier greifbare Vorstellung, „dass Sprache bestimmte Vorstellungen, Gedanken oder sogar Sachverhalte evozieren kann“, fasst Tereick (2009: 388) als Konzept der „Sprachmagie“. Sie führt als Beispiele nicht nur die Position Horst Dieter Schlossers an, die der sprachkritischen Aktion „Unwort des Jahres“ zugrunde liegt, sondern auch die „sprachreformerischen Bestrebungen der feministischen Linguistik und der Vertreter der Political Correctness“ (2009: 389): „Es ist in diesem Falle die Vorstellung, dass sich über eine Änderung des Sprachgebrauchs auch die Einstellung der Sprecher und Sprecherinnen und damit schließlich die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern werden“ (2009: 389).

Vor dem Hintergrund einer in jüngerer Vergangenheit ohnedies zu konstatierenden Öffnung der Sprachwissenschaft hin zu sprachkritischen Positionen (vgl. Tereick 2009: 396) schlägt Tereick eine Ausweitung des Gegenstandsbereiches linguistischer Sprachkritik vor: „Auch jene Auffassung von der ‚magischen‘ Fähigkeit der Sprache, bestimmte Denk- oder Vorstellungsinhalte zu evozieren, sollte bei einer linguistisch fundierten Sprachkritik nicht vernachlässigt werden“ (2009: 397). Sie sieht hier eine Möglichkeit der Sprachwissenschaft (bzw. stellt die Forderung an dieselbe), gesellschaftliche Relevanz zu beweisen:

Wie dringend eine solche Kritik nötig ist, wurde durch den Aufklärungsskandal um die Verbrechen des sogenannten *Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU)* offenbar. Die Kritik von Seiten der Sprachwissenschaft erfolgte retrospektiv, als *Dönermorde* 2011 zum „Unwort des Jahres“ gewählt wurde. Doch hätte die rassistische Struktur der Benennung natürlich auch schon problemlos früher aufgedeckt werden können [...]. Eine engagierte, diskurslinguistisch fundierte Sprachkritik hätte hier dekonstruierend wirken können. Dafür benötigt sie natürlich Maßstäbe, die über eine Definition von Angemessenheit als ‚Die Intention des Sprechers wird abgebildet‘ hinausgeht. (Tereick in Vorber.: Abschnitt 4)

Näher erläutert wird die Position am Beispiel der 2013 geführten „N-Wort-Debatte im Feuilleton und online“ (Tereick in Vorber.: Abschnitt 5), bei der es

darum ging, ob die verlagsseitig vorgenommene Tilgung eines bestimmten, die Gefühle von Menschen verletzenden Wortes aus beliebten Kinderbüchern – *Die kleine Hexe* und *Pippi Langstrumpf* – gerechtfertigt oder als (Selbst-)Zensur zu kritisieren sei. Die Stellungnahme ist eindeutig:

Wenn man Vielfalt und soziale Gerechtigkeit zum Ziel macht, dann haben sie deutliche Priorität vor anderen Zielen wie etwa Sprachökonomie. Entsprechend sollte eine linguistische Diskurskritik in Bezug auf die *N-Wort-Debatte* auf Grundlage der oben genannten Argumente meiner Meinung nach zu folgendem Ergebnis kommen: Das Wort sollte aus Kinderbüchern gestrichen werden, aus Respekt vor den Opfern, als Zeichen von Kritik an der Kolonialgeschichte und um von Rassismus Betroffene als Rezipienten nicht unsichtbar zu machen. (Tereick in Vorber.: Abschnitt 6)

Ob es, um eine solche ideologiekritische – übrigens durchaus auch ideologieselbstkritische (Tereick in Vorber.: Abschnitt 8) – Position beziehen zu können, tatsächlich des Eigentlichkeitskonzepts (‘Macht der Sprache’, ‘Sprachmagie’) bedarf oder ob nicht eine konsequente Berücksichtigung der Polyfunktionalität von Sprache, wie sie dem oben entworfenen Modell möglicher Erscheinungsformen von Sprachkritik zugrunde liegt⁸, ebenfalls zu einer Ausweitung des sprachkritischen Fokus führen könnte (bei der dann die Frage, welche Bewertungskriterien man prioritär ansetzt, noch nicht von vornherein beantwortet, vielmehr prinzipiell immer wieder zu stellen und zu beantworten wäre), kann im gegenwärtigen Zusammenhang offen bleiben. Wichtig ist hier nur die Feststellung, dass das Eigentlichkeitskonzept allem Anschein nach auch in der gegenwärtigen Sprachkritikdebatte längst nicht ausgedient hat.

3 ‚Eigentlichkeit‘ als Gegenstand von Sprachkritik

Im zuletzt vorgestellten sprachkritischen Zusammenhang erscheint ‚Eigentlichkeit‘ als negatives Konzept: Eine sprachliche Äußerung wird kritisiert, weil ihr eine bestimmte als problematisch eingeschätzte Bedeutung als eine ‚eigentliche‘ zugeschrieben wird. Davon ist das zuvor angesprochene positive Eigentlichkeitskonzept zu unterscheiden. Es liegt dann zugrunde, wenn an sprachlichen Äußerungen kritisiert wird, dass sie die ‚eigentliche‘ Bedeutung verfehlen.

⁸ Die Bewertungskriterien ‚Intention‘, ‚Erwartung‘ und ‚Sache‘ entsprechen nicht von ungefähr den sprachlichen Funktionen *Ausdruck*, *Appell* und *Darstellung*, wie sie im Bühler’schen Organonmodell postuliert werden (vgl. Bühler 1934: 28).

Seit der barocken Sprachreflexion, in der es insbesondere die Kritik am zeitgenössischen Galanteriewesen fundiert, hat das positive Eigentlichkeitskonzept immer wieder in Diskursen der nationalen und/oder kulturellen Selbstvergewisserung Konjunktur – in der Zeit der Opposition gegen die napoleonische Besatzung und im hohenzollernschen Kaiserreich ebenso wie nach der deutschen Wiedervereinigung seit 1990 (vgl. z.B. Law 2002). Man sucht Sicherheit; die Beschäftigung mit der Sprache erscheint dabei als Ersatzdebatte. Es geht dann beispielsweise um Fremdwortkritik als Ausdruck der prinzipiellen Unsicherheit gegenüber dem Fremden (gegenüber Einflüssen von außen jeder Art); es geht auch um die ‚richtige‘ Verwendung von Konjunktionen und Partikeln, um die Stimmigkeit von Metaphern und andere Aspekte der Sprachlogik, häufig als Ausdruck von Verunsicherung im Generationenkonflikt („Bildung, Sitten, Sprache: alles verfällt“). Autoren wie Arthur Schopenhauer, Gustav Wustmann, Karl Kraus, Wolf Schneider oder Bastian Sick wenden sich gegen „Sprachdummheiten“ (Wustmann 1891). Die ‚Abgegriffenheit‘ der sprachlichen Münze, das Empfinden, dass der sprachliche Ausdruck seine ‚eigentliche‘ Bedeutung und Kraft verloren habe, wie es besonders in der so genannten Sprachkrise um 1900 zum Ausdruck kommt, führt immer wieder auch zum Versuch einer Remotivierung sprachlicher Zeichen. Beispiele dafür sind das Repoetisierungspostulat A. W. Schlegels und anderer Romantiker (vgl. Bär 1999: 116–142), aber auch der Dadaismus⁹ und der etymologisierende Sprachduktus Martin Heideggers.

Mit der kritischen Wendung, die Theodor W. Adorno (1964) gegen den an Heidegger anknüpfenden „Jargon der Eigentlichkeit“ vollzieht, wird deutlich,

9 „Ich lese Verse, die nichts weniger vorhaben als: auf die konventionelle Sprache zu verzichten, ad acta zu legen. [...] Ich will keine Worte, die andere erfunden haben. Alle Worte haben andre erfunden. Ich will meinen eigenen Unfug, meinen eigenen Rhythmus und Vokale und Konsonanten dazu, die ihm entsprechen, die von mir selbst sind. Wenn diese Schwingung sieben Ellen lang ist, will ich füglich Worte dazu, die sieben Ellen lang sind. Die Worte des Herrn Schulze haben nur zweieinhalb Zentimeter. | Da kann man nun so recht sehen, wie die artikulierte Sprache entsteht. Ich lasse die Vokale kobolzen. Ich lasse die Laute ganz einfach fallen, etwa wie eine Katze miaut [...] Worte tauchen auf, Schultern von Worten, Beine, Arme, Hände von Worten. Au, oi, uh. Man soll nicht zu viel Worte aufkommen lassen. Ein Vers ist die Gelegenheit, allen Schmutz abzutun. Ich wollte die Sprache hier selber fallen lassen. Diese vermaledeite Sprache, an der Schmutz klebt, wie von Maklerhänden, die die Münzen abgegriffen haben. Das Wort will ich haben, wo es aufhört und wo es anfängt. Dada ist das Herz der Worte. | Jede Sache hat ihr Wort, aber das Wort ist eine Sache für sich geworden. Warum soll ich es nicht finden? Warum kann der Baum nicht ‚Pluplusch‘ heißen? und ‚Pluplubasch‘, wenn es geregnet hat? Das Wort, das Wort, das Wort außerhalb eurer Sphäre, eurer Stickluft, dieser lächerlichen Impotenz, eurer stupenden Selbstzufriedenheit, außerhalb dieser Nachrednerschaft, eurer offensichtlichen Beschränktheit. Das Wort, meine Herren, das Wort ist eine öffentliche Angelegenheit ersten Ranges.“ (Ball 1916: 39–40)

dass das Konzept ‚Eigentlichkeit‘ auch seinerseits Gegenstand von Sprachkritik werden kann.¹⁰ Adorno nimmt den vermeintlich bedeutungsschweren, von ihm jedoch als Konglomerat hohler Phrasen dekonstruierten Sprachgebrauch einer selbsternannten Elite ins Visier, die er als „anti-intellektuelle Intellektuelle“ (Adorno 1964: 7) charakterisiert. Heidegger gilt nicht als der Urheber des Jargons, hat aber „energisch in Philosophie gegossen, wofür die Eigentlichen minder theoretisch eifern“ (Adorno 1964: 8). Im Paragraphen 54 von *Sein und Zeit* sucht und fordert er ein „eigentliches Seinkönnen des Daseins“ (Heidegger 1927: 267), d.h. eine individuelle Existenzform, in welcher der Einzelne seine eigenen (in ihm angelegten) Möglichkeiten verwirklichen kann. Dieses Konzept von existenzieller Eigentlichkeit ist ein Gegenentwurf gegen dasjenige, was Heidegger „das Man“ nennt: „Das Wer des Daseins bin zumeist nicht *ich selbst*, sondern das Man-selbst“ (Heidegger 1927: 267).

Die Redeweise der „Eigentlichen“ verdünnt und verflacht Heideggers Ansatz, indem sie dasjenige als gegeben bloß behauptet, was dieser fordert; mit Heideggers Wort: Sie ist „Gerede“ (Heidegger 1927: 167–170).

In Deutschland wird ein Jargon der Eigentlichkeit gesprochen, mehr noch geschrieben, Kennmarke vergesellschafteten Erwähltheits, edel und anheimelnd in eins [...]. Er erstreckt sich von der Philosophie und Theologie nicht bloß Evangelischer Akademien über die Pädagogik, über Volkshochschulen und Jugendbünde bis zur gehobenen Redeweise von Deputierten aus Wirtschaft und Verwaltung. Während er überfließt von der Präntion tiefen menschlichen Angerührtseins, ist er unterdessen so standardisiert wie die Welt, die er offiziell verneint [...]. Er verfügt über eine bescheidene Anzahl signalhaft einschneppender Wörter. (Adorno 1964: 9)

Als typisch für den „Jargon der Eigentlichkeit“ nennt Adorno Ausdrücke wie *existentiell*, *in der Entscheidung*, *Auftrag*, *Anruf*, *Begegnung*, *echtes Gespräch*, *Aussage*, *Anliegen* und *Bindung*. Er will damit allerdings keinen „Index verborum prohibitorum“ „marktgängiger Edelsubstantive“ anlegen, sondern fordert, „ihrer Sprachfunktion im Jargon nachzugehen“ (Adorno 1964: 9). Diese Funktion besteht darin, angesichts einer zunehmenden Entfremdung des Daseins, einer immer technizistischer und verwalteter werdenden Welt eine semantische Fülle, einen ursprünglichen Gehalt von Sinn vorzutauschen, in dem sich der einzelne Mensch persönlich geborgen fühlen soll. Kritischer Reflexion, die zu unerfreulicher Selbsterkenntnis führen müsste, suchen sich die „Eigentlichen“ auf diese Weise zu entziehen. Indem „die einzelnen Worte aufgeladen

10 Siehe dazu im vorliegenden Band auch den Beitrag von Helmut Henne (hier speziell: Kapitel 5). Zu Konzepten der Eigentlichkeit bei Heidegger und Adorno s. auch die Beiträge von Bernd Weidmann und Ekkehard Felder i.d.B.

werden auf Kosten von Satz, Urteil, Gedachtem“, braucht der „des Jargons Kundige [...] nicht zu sagen, was er denkt, nicht einmal recht es zu denken: das nimmt der Jargon ihm ab und entwertet den Gedanken“ (Adorno 1964: 11). Gleichwohl (oder vielmehr gerade deshalb) legen die ‚Eigentlichen‘ Wert auf authentische *Aussage*. „Spricht einer, so soll das [...] schon Zeichen von Wahrheit sein, als ob Menschen nicht vom Unwahren ergriffen werden, nicht für baren Unsinn das Martyrium erleiden könnten.“ (Adorno 1964: 16)

Am Beispiel einer Satire von Christian Schütze, der *Gestanzten Festansprache*, führt Adorno vor, was er meint:

Der Inhalt insgesamt [...] ist blühender Blödsinn, Sätze wie ‚Die Frage aussprechen heißt, sie stellen‘, oder ‚Keiner weiß heute besser als der Mensch, worauf es im letzten ankommt‘. Solcher Blödsinn hat [...] seine Weltvernunft: verbergen, daß manipuliert wird, und was erreicht werden soll; darum ist, wie das Verwaltungsdeutsch sagt, jeder Inhalt ausgeklammert, während doch auf den Schein von Inhalt nicht verzichtet werden darf, damit die Angesprochenen – wiederum nach demselben Deutsch – spüren. (Adorno 1964: 78)

Der Jargon hat somit nicht nur die Funktion der Selbsttäuschung, sondern auch die der Täuschung und Manipulation anderer. Er

spiegelt [...] vor, er wäre vor entmenslichter Massenkommunikation gefeit; gerade das empfiehlt ihn dem enthusiastischen Einverständnis aller. Wer so hinter seinen Worten steht, wie diese es mimen, ist sicher vorm Verdacht dessen, was er im gleichen Augenblick tut: daß er für andere redet und um ihnen etwas aufzuschwatzen. (Adorno 1964: 15)

Trotz aller Versuche, das Sprechen als individuelle, im unmittelbaren persönlichen Erleben gründende Äußerung erscheinen zu lassen, ist der Jargon das genaue Gegenteil: Operation mit Worthülsen.

Die Stereotypen des Jargons versichern subjektive Bewegtheit. Sie scheinen zu garantieren, daß man nicht tue, was man doch tut, indem man sie in den Mund nimmt: mitblökt; man habe es sich selber, als unverwechselbar Freier, errungen. Das formale Gehabe von Autonomie ersetzt deren Inhalt. Hochtrabend Bindung getauft, wird er heteronom entlehnt. (Adorno 1964: 19)

Der psychosoziale Hintergrund des ‚Jargons der Eigentlichkeit‘ ist für Adorno das Unbehagen einer bestimmten Gesellschaftsschicht – von ihm als ‚Kleinbürger‘ apostrophiert – am soziokulturellen Wandel und ihr Versuch, diesen Wandel zu kompensieren:

Die expressionistische Formel „Jeder Mensch ist auserwählt“ [...] taugt [...] zur ideologischen Selbstbefriedigung eines von der gesellschaftlichen Entwicklung bedrohten und erniedrigten Kleinbürgertums. Daraus, daß es mit jener Entwicklung real so wenig wie geistig mitkam, leitet es seine Begnadung her, die von Ursprünglichkeit. (Adorno 1964: 12)

In diesem Zusammenhang erscheint der Jargon als „das deutsche Symptom fortschreitender Halbbildung; wie erfunden für solche, die sich als geschichtlich verurteilt oder wenigstens absinkend empfinden, aber vor ihresgleichen und sich selber als inwendige Elite sich gerieren“ (Adorno 1964: 19).

Angesichts der Kulturkatastrophe der Nazidiktatur muss die Mentalität, die dem ‚Jargon der Eigentlichkeit‘ zugrunde liegt, als verlogen erscheinen; der Jargon ist adäquater Ausdruck dieser Verlogenheit: „das Unwahre überführt sich seiner selbst im Geschwollenen“ (Adorno 1964: 14). Die Schelte des Unechten, des Denkens, aber auch des Empfindens aus zweiter Hand, kommt am besten zum Ausdruck in einer musikologischen Metapher: Der Jargon ist „die Wurlitzer-Orgel des Geistes“ (Adorno 1964: 18):

Wie die Wurlitzer-Orgel das Vibrato, musikalisch einst Träger subjektiven Ausdrucks, für Reklamezwecke vermenschlicht, indem es mechanisch in den mechanisch hervorgebrachten Ton nachträglich eingelegt wird, so liefert der Jargon den Menschen Schnittmuster des Menschseins, das ihnen die unfreie Arbeit ausgetrieben hat, wenn anders Spuren davon einmal verwirklicht gewesen sein sollten. (Adorno 1964: 18)

Die Kritik am ‚Jargon der Eigentlichkeit‘ ist mithin durchaus keine Kritik am Eigentlichkeitskonzept als solchem, vielmehr daran, dass ‚Eigentlichkeit‘ von den ‚Eigentlichen‘ zu Unrecht in Anspruch genommen wird: ‚Worte und nichts dahinter‘. Anders gesagt: Das Eigentlichkeitskonzept liegt unausgesprochen Adornos Kritik selbst zugrunde. Sein Hauptvorwurf ist, dass in dieser Sprachform dem Gefühlsmäßigen Vorrang vor der Verstandeserkenntnis eingeräumt wird: „Die hinter dem Jargon waltende These von der Ich-Du-Beziehung als dem Ort der Wahrheit [...] wärmt insgeheim den Irrationalismus auf“ (Adorno 1964: 17). Damit bekommt der Jargon reaktionäre Züge: „Solche Irrationalität hat die Funktion von Kitt. Der Jargon der Eigentlichkeit ererbt sie, kindisch in der Manier lateinischer Lesebücher, welche die Vaterlandsliebe an sich preisen [...], auch wenn das jeweilige Vaterland die äußersten Schandtaten deckt.“ (Adorno 1964: 21)

Adornos Kritik steht durchaus nicht allein, sondern kann einer sprachkritischen Tradition zugerechnet werden: einer rationalistisch-emanzipatorischen, zu deren Hauptvertretern (will man nicht bereits bei Aristoteles oder in der nominalistischen Variante der mittelalterlichen Scholastik beginnen), Leibniz und Christian Wolff, Adelung und J. H. Campe, im 19. Jahrhundert dann beispiels-

weise C. G. Jochmann gehören (vgl. Schiewe 1998: 66–149). Im 20. Jahrhundert haben insbesondere Vertreter der Sprachwissenschaft wie Leo Spitzer (vgl. Lobenstein-Reichmann 2006) und Victor Klemperer, aber auch Philosophen wie eben Adorno sich gegen das Konzept ‚Eigentlichkeit‘ gewendet, speziell gegen seine Vereinnahmung durch totalitaristische Strömungen, die es zu nutzen versuchten, um denen, die sie zu totalisieren strebten, das eigenständige Denken abzugewöhnen.

4 Zusammenfassung

Versucht wurde ein knapper Überblick über das semantische Konzept ‚Eigentlichkeit‘ im Zusammenhang der Sprachkritik. Zu zeigen war, dass dieses Konzept in durchaus unterschiedlichen Ausprägungen erscheint. Die Annahme einer ‚eigentlichen‘ Bedeutung sprachlicher Zeichen, von der strukturalistisch geprägten Linguistik in der Regel zurückgewiesen, ist in der außerlinguistischen Beschäftigung mit Sprache weit verbreitet und dient als Maßstab der Bewertung sprachlicher Äußerungen. Sie findet sich jedoch in jüngerer Zeit (in bestimmter Ausprägung) auch in der zur Sprachkritik hin sich öffnenden Sprachwissenschaft, die speziell mit dem Anliegen der Ideologie- bzw. Diskurskritik operiert. Das Eigentlichkeitskonzept ist darüber hinaus selbst Gegenstand von Sprachkritik; allerdings kann dabei der Eigentlichkeitskritik selbst das Eigentlichkeitskonzept zugrunde liegen.

5 Literatur

- Adorno, Theodor W. (1964): *Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie* (edition suhrkamp 91). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ball, Hugo (1916/1984): Eröffnungs-Manifest zum 1. Dada-Abend am 14. Juli 1916. Zitiert nach: Hugo Ball: *Der Künstler und die Zeitkrankheit*. Ausgewählte Schriften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 39–40.
- Bär, Jochen A. (1999): *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus*. Mit lexikographischem Anhang (Studia Linguistica Germanica 50). Berlin, New York: de Gruyter.
- Bär, Jochen A. (2000): *Nation und Sprache* in der Sicht romantischer Schriftsteller und Sprachtheoretiker. In: Andreas Gardt (Hrsg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin, New York: de Gruyter, 199–228.
- Bär, Jochen A. (2001): Gegenstände der Sprachkritik: Wörter – Worte – das Wort. *Sprachreport* 4, 14–20.

- Bär, Jochen A. (2002a): Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 30, 222–251.
- Bär, Jochen A. (2002b): Das Wort im Spiegel der Sprachkritik. In: Vilmos Ágel, Andreas Gardt, Ulrike Haß-Zumkehr & Thorsten Roelcke (Hrsg.): *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag*. Tübingen: Niemeyer, 133–158.
- Bär, Jochen A. (2008): Das Judenkonzept bei Achim von Arnim, Bettine von Arnim und Clemens Brentano. *Ditura. Zeitschrift für Germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft* 4, 7–23.
- Bär, Jochen A. (2010): Das romantische Modell. Jacob Grimms Konzept der Sprachgeschichte. *Ditura. Zeitschrift für Germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft* 7, 7–24.
- Bär, Jochen A. (2012): Sprachtheorie und Sprachgebrauch der deutschen Romantik. In: Jochen A. Bär & Marcus Müller (Hrsg.): *Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag* (Lingua Historica Germanica 3). Berlin: Akademie Verlag, 497–564.
- Bühler, Karl (1934/1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. Ungekürzter Neudruck (UTB 1159). Stuttgart, New York: G. Fischer.
- Dieckmann, Walther (2006): Sprachkritik: ein Haus mit vielen Wohnungen. Spielarten wortbezogener Sprachkritik. *Der Deutschunterricht* 58 (5), 17–26.
- FAZ (18. 09. 2007): Meisner bedauert „Missverständnis“. <http://www.faz.net/aktuell/entartete-kultur-meisner-bedauert-missverstaendnis-1461937.html> (02. 02. 2014).
- Gardt, Andreas (1995): Das Konzept der „Eigentlichkeit“ im Zentrum barocker Sprachtheorie. In: Andreas Gardt, Klaus J. Mattheier & Oskar Reichmann (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien* (Reihe Germanistische Linguistik, 156). Tübingen: Niemeyer, 145–167.
- Goethe, Johann Wolfgang (1812/1889): *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Zweiter Theil. – Zitiert nach: *Goethes Werke*. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1887–1919. I. Abt.: Werke. Bd. 27. Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger.
- Gottsched, Johann Christoph (1762/1978): *Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst*. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst. 5. Aufl. – Zitiert nach: Johann Christoph Gottsched: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. v. P. M. Mitchell. Band 8, Teil 1: Deutsche Sprachkunst. Bearb. v. Herbert Penzl. (Ausgaben deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts). Berlin, New York: de Gruyter
- Heidegger, Martin (1927/1986): *Sein und Zeit*. 16. Aufl. (unveränd. Nachdr. der 15., an Hand der Gesamtausg. durchges. Aufl. mit den Randbemerkungen aus dem Handexemplar des Autors im Anhang). Tübingen: Niemeyer.
- Kilian, Jörg, Thomas Niehr & Jürgen Schiewe (2013): Es gibt kein Falsches im Angemessenen. Überlegungen zu einem sprachkritischen Analysemodell. In: Jörg Kilian, Thomas Niehr & Jürgen Schiewe (Hrsg.): *Sprachkritik* (Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 60.4). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 300–320.

- Krämer, Walter & Wolfgang Sauer (2009): *Lexikon der populären Sprachirrtümer. Missverständnisse, Denkfehler und Vorurteile von Altbier bis Zyniker*. Erweiterte Neuauflage. München.
- Law, Claudia (2002): Das sprachliche Ringen um die nationale und kulturelle Identität Deutschlands. Puristische Reaktionen im 17. Jahrhundert und Ende des 20. Jahrhunderts. *Muttersprache* 112, 67–83.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2006): Houston Stewart Chamberlain und Leo Spitzer – ein Linguist wehrt sich. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 33, 346–360.
- May, Karl (1912 [1911]): *Im Reiche des silbernen Löwen I. Illustrierte Reiseerzählungen von Karl May* (Karl May's gesammelte Reiseerzählungen XXVI.). Freiburg i. Br.
- Mörrike, Eduard (1832/1967): Maler Nolten. Novelle in zwei Teilen. In: *Eduard Mörrike. Sämtliche Werke in zwei Bänden*. Mit einem Nachwort v. Benno von Wiese sowie Anmerkungen, Zeittafel u. Bibliographie v. Helga Unger, Bd. 1. München: Peter Winkler, 7–383.
- Reichmann, Oskar (1990): Einige Thesen zur Bedeutungserläuterung in dem von Jacob Grimm bearbeiteten Teil des Deutschen Wörterbuches und im Wörterbuch der deutschen Sprache von Daniel Sanders. In: Elmar H. Antonsen, James W. Marchand & Ladislav Zgusta (Hrsg.): *The Grimm Brothers and the Germanic Past* (Studies in the History of the Language Sciences). Amsterdam, Philadelphia, 87–113.
- Reichmann, Oskar (1991): Zum Urbegriff und seinen Konsequenzen für die Bedeutungserläuterungen Jacob Grimms, (auch im Unterschied zur Bedeutungsdefinition bei Daniel Sanders). In: Alan Kirkness, Peter Kühn & Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): *Studien zum Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, Bd. 1 (Lexicographica, Series Maior 33). Tübingen: Niemeyer, 299–345.
- RP online (16. 09. 2007): Zentralrat der Juden nennt Meisner geistigen Brandstifter. <http://www.rp-online.de/panorama/deutschland/zentralrat-der-juden-nennt-meisner-geistigen-brandstifter-aid-1.2031250> (02. 02. 2014).
- Schiewe, Jürgen (1998): *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München: C. H. Beck.
- Spiegel online (14. 09. 2007): Kardinal-Predigt: Meisner warnt vor „entarteter“ Kultur. <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/kardinal-predigt-meisner-warnt-vor-entarteter-kultur-a-505869.html> (02. 02. 2014).
- Spiegel online (15. 09. 2007): Streit über „entartete Kunst“: Zentralrat der Juden bezeichnet Meisner als geistigen Brandstifter. <http://www.spiegel.de/streit-ueber-entartete-kunst-zentralrat-der-juden-bezeich-meisner-als-geistigen-brandstifter-a-505960.html> (02. 02. 2014).
- Sternberger, Dolf, Gerhard Storz & Wilhelm E. Süskind (1968): *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*. Neue erw. Ausg. mit Zeugnissen des Streites über die Sprachkritik. 3. Aufl. Hamburg, Düsseldorf: Ullstein.
- Tereick, Jana (2009): Sprachkritik und Sprachmagie. Eine Kategorisierung von Formen der Sprachkritik vor dem Hintergrund des Streits zwischen Sprachkritikern und Sprachwissenschaftlern. In: Ekkehard Felder (Hrsg.): *Sprache* (Heidelberger Jahrbücher 53). Berlin, Heidelberg: Springer, 363–403.
- Tereick, Jana (in Vorber.): Sick of Sicksickness! Warum stilistische Sprachkritik nicht alles ist und wie politisch-moralisch begründete Sprachkritik eine linguistische Diskurskritik informieren könnte – am Beispiel der *N-Wort*-Debatte in Zeitungen und Blogs. In: Jochen A. Bär & Thomas Niehr (Hrsg.): *Sprachwissenschaft und Sprachkritik – Perspektiven ihrer Vermittlung*. Bremen: U. Hempfen.

Wustmann, Gustav (1891): *Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen*. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig: Grunow.